

Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 50-51 (1933)

Heft: 21

Artikel: Der Pavillon Suisse und die Cité Universitaire

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-582717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung

Unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Abonnementspreis: 6 Monate Fr. 6.-, 12 Monate Fr. 12.- Inserate: 30 Cts. per einspaltige Colonelzeile. Wiederholungen Rabatt

Redaktion, Druck, Verlag und Expedition

Walter Senn-Blumer, vorm. Senn-Holdinghausen Erben, Zürich, Alfred Escherstr. 54 Postcheck VIII 373
Annoncenregie: Fritz Schück Söhne, Zürich (Alfred Escherstr. 54) Postfach Zürich-Enge Postcheck VIII 2961 Telephon 57.880

Zürich, 24. August 1933

Erscheint jeden Donnerstag

Band 50 No. 21

Der Pavillon Suisse und die Cité Universitaire.

(Originalkorrespondenz.)

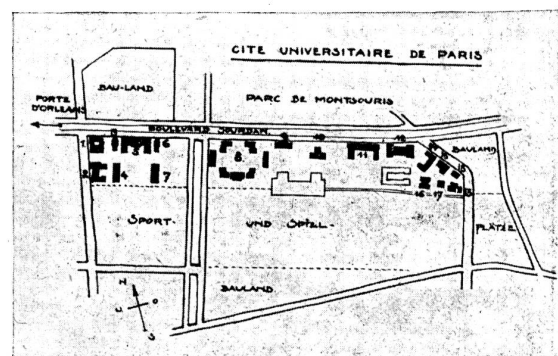
Es kann Jahrzehnte dauern, bis der Welt wiederum Gelegenheit geboten wird, eine Architekturaufgabe von der Wucht und Größe zu lösen, wie dies im Falle der Cité Universitaire in Paris der Fall gewesen ist. Die Aufgabe und mit ihr die einzigartige Gelegenheit war da, aber die geeigneten Menschen dazu nicht und so verpaßte man alles, soweit man von Architektur in universeller Gestaltung reden kann. Heute stehen wir vor Ruinen, Ruinen im geistigen Sinne allerdings, denn die Bauten, besser gesagt die Paläste, stehen neu da oder werden sogar erst noch gebaut.

Ein prächtiges Stück Großstadtgelände an der Peripherie von Paris im Gehalte von rund 40 Hektaren wurde zur Verfügung gestellt. Die französische Hauptstadt zählt an die 25,000 Studenten, wobei etwa 4000 Ausländer sind. Die meisten von ihnen stammen aus bescheidenen Verhältnissen, viele leben in Paris unter sehr dürrigen Verhältnissen und eben diese Verhältnisse galt es zu bessern. Den jungen „Geistesaspiranten“ sollten einfache, angenehme und gesunde Wohngelegenheiten verschafft werden, ohne die Nachteile der Großstadt, aber in guter Verbindung mit der Sorbonne. Eine einzigartige Gelegenheit für einen Baukünstler von Gehalt, tausenden von armen Studenten mit dem Wissen und den Mitteln unserer Zeit neue Heime zu schaffen. Mit geringsten Mitteln größte Leistungen zu vollbringen, welch beglückendes Gefühl! Man hat es vorgezogen, mit gewaltigen Mitteln Unsachlichkeit zu schaffen.

Le Corbusier hat schon vor bald 10 Jahren die selbstverständlichen Worte geprägt: Alle Menschen haben den gleichen Organismus. Alle Menschen haben die gleichen Bedürfnisse. Alle Menschen haben die gleichen Funktionen.

Rund 30 Staaten bemühen sich nun, in Paris mit großem Aufwand an Geld (Geldtheoretiker werden betonen, daß diese Luxusbauten vor der sog. Krise in Angriff genommen wurden, demgegenüber sei gesagt, daß die armen Studenten damals schon existierten) das Gegenteil zu beweisen, denn nach dem vorliegenden Resultat scheinen die Amerikaner, die Belgier, die Griechen, die Kubaner, etc. gänzlich grundverschiedene Menschensorten zu sein. So hat

denn jedes Land seinen nationalen Größenwahnsinnstil produziert und insofern ist es ja ganz amüsant, einen Bummel durch den internationalen Architektursalat zu machen. Ebenso schlimm wie diese rein äußerliche Aufmachung ist die sozusagen vergiftete Nahrung, die den Studenten vorgesetzt wird, indem man sie in Luxusräume setzt. Die Griechen bauen mit kolossalem Aufwand klassische Tempel mit Säulen und sämtlichem Stilklimbim, die Indochinesen erhalten Prunksäle wie sie Millionäre nicht „schöner“ bauen können, und so werden allenthalben die armen Studenten in ein Milieu gesteckt, das ihnen geistig auf alle Fälle zum großen Schaden gereichen wird. Ein Studierender soll sich auf seinen künftigen Beruf hin konzentrieren, er soll sich geistig in Unkosten stürzen, dabei aber materiell bescheiden und anspruchslos



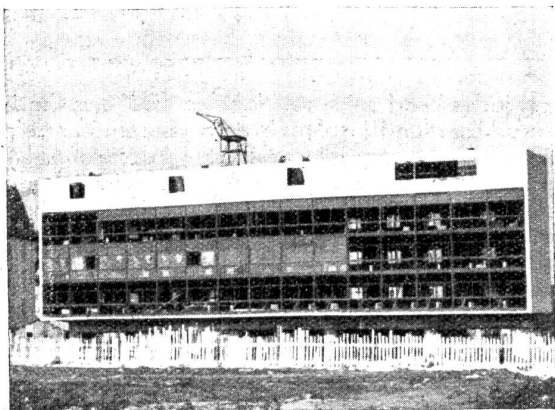
Pavillon Suisse.

Lageplan der bereits ausgeführten Pavillons.

leben. So erfreulich der Grundgedanke der Schöpfer der Cité Universitaire auch ist, so unerfreulich die heutige Gestaltung dieser neuen Stadt, wobei immerhin zu bemerken ist, daß einige Länder, so vor allem Holland, sich bemüht haben neuzeitlich ruhig zu bauen. Der Gesamteindruck ist jedoch grotesk und abschreckend.

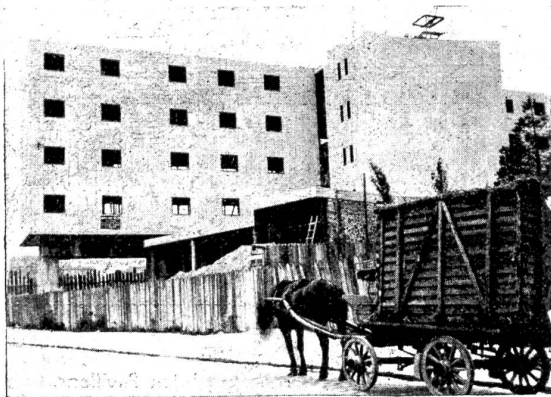
Wenden wir uns nun dem Pavillon Suisse zu. Glücklicherweise, muß man sagen, fehlte bei den Schweizern das Geld für das neue Studentenheim. Mehr also der Not gehorchend als dem innern Antrieb, mußte man mit dem mühsam zusammengeackerten Geld sorgfältig umgehen und — es hat sich gelohnt. Sonderbarerweise gehen die Kritiken,

die gegen den Schweizerpavillon gerichtet werden, nicht gegen Punkte, die sich tatsächlich anfechten lassen, sondern vielmehr halten sie sich an rein äußerlichen Merkmalen und schießen demnach am Ziel vorbei. Es ist zu sagen, daß unser Haus im Prinzip eine sehr sachliche und zweckmäßige Angelegenheit bedeutet. Es ist ganz auf unsere Jetztzeit abgestellt und das ist ehrlich und gut. Es paßt sich nirgends an und das ist lobenswert. Die Zimmer im I., II. und III. Stockwerk sind alle gleich gebaut, schön nach demokratischem Prinzip. Was nützen alle modernen Erfindungen, was alles neue Wissen auf dem Baumarkt, wenn man nicht praktischen Gebrauch davon machen will? Die Pfeiler, auf dem der Haustrakt



Pavillon Suisse. Südseite.

Die kleinen Öffnungen gehören zu den Vorplätzen, die Zimmer selbst haben kein Fenster nach außen. Die große Öffnung gehört zur Wohnung des Direktors.



Pavillon Suisse. Rückseite.

steht, sind begründet durch den ungünstigen Boden und das freiliegende Untergeschoß mag seine Vorteile haben. Die äußere Gestaltung des Pavillons ist allerdings fremdartig anmutend, wirkt aber eben durch die sachliche Zweckgestaltung sehr überzeugend.

Wenn wir schon für das Neue und Gute voll und ganz eintreten, so gehört sich ebenso, Punkte, die zur kritischen Einstellung Anlass geben, ans Tageslicht zu ziehen. Da ist einmal die südlich gelegene Glasfassade, sie wirkt sehr interessant, wichtiger als das ist jedoch die eigentliche Notwendigkeit. Der Bau ist mit seiner Glaswand nach Süden gerichtet. Man sollte studieren. Die Hitze mag am Schatten

etwa 35 Grad haben, außen an der Glasfassade vielleicht 50 Grad und mehr, dabei hundert Prozent Südseite Glas. Leichte Holzschutzwände innenseitig. Die Hitze kommt somit in die Räume. Die untere Glashälfte ist undurchsichtig. Schatten oder nächtliche Lichtreflexe fallen trotzdem durch. Man will abends das Fenster öffnen, dann nützt die schützende Holzwand oder ein Vorhang nichts. Es scheint, daß die Idee der Glaswand zu weit geführt hat. Die Praxis wird ja bald einmal lehren. Was am meisten Anlaß zur Kritik geben wird, ist die Grundrißgestaltung des 4. Geschosses, des Dackstockes. Von hier aus hätte man eine sehr schöne unbehinderte Aussicht auf unüberbaubares Sportgelände; sonnseitig, aber die Zimmer haben keine Fenster! Wie das?

In diesem Stockwerk befinden sich noch 5 Studentenzimmer und drei für Dienstboten, ferner noch die Wohnung für den Direktor. Ursprünglich hätte die ganze Fassade in Glas sein sollen, sodann wurde vorgesehen, das oberste Geschloß als Abschlußfries ohne Öffnungen durchzuführen, nur für die Wohnung wäre eine große Loggia vorgesehen gewesen. Die vorgenannten Zimmer (Studenten und Diensten)



Cuba.

haben nun also keine Fensteröffnungen nach der Südaufenseite erhalten, um den äußern Eindruck zu wahren, sondern sie gehen mit Fenstertüren nach einem Vorplatz, der keine Decke hat, so erhalten sie das Licht indirekt von oben. Das heißt, die prächtige Situation wird nicht ausgenützt, die Studenten haben überhaupt keine Aussicht und zu dem müssen sie den Lichtvorplatz mit Kollegen teilen, die ihnen event. nicht sehr genehm sind. Die Leitung der Cité Universitaire in Paris hat an diesem Punkt Anstoß genommen und konnte es schließlich erreichen, daß wenigstens von diesen Vorplätzen aus Öffnungen in die Frieswand gemacht wurden und die Studenten von hier aus einen Blick in die sonnige, schöne Landschaft haben.

Dieser Fall ist, als Prinzip, nicht nachahmenswert, er dreht das Gute der Sachlichkeit ins Gegenteil um, schafft sich Feinde und schadet so der Sache ganz bedeutend. Ins gleiche Kapitel gehört z. B. auch, daß die Toilettenvorplätze bereits kein Licht haben, obschon sie an freier Außenwand liegen. (Rückseitig).

Sehr schade ist auch, daß das Flachdach nicht als Sonnenterrasse für die Studenten ausgebaut wurde, denn solche Möglichkeiten fehlen in Paris fast gänzlich. Nochmals, schade um solche Sachen. Wir haben allerdings bei Le Corbusier auch in andern Fällen Auswirkungen seiner Bauformen konstatiert, die absolut übers Ziel hinausschießen. Möglich, daß dies nötig ist um, in Anbetracht der großen Feindschaft und dem Unverständnis gegenüber dem Neuen, doch und trotzdem ein positives, vorwärtszeigendes Resultat



Belgien.

zu erreichen. So betrachtet, sind wir dem Schöpfer dieses neuesten Baues gleichwohl dankbar für die freie, unbeschwertere Lösung, die für die Zukunft manches nützen kann.

Bei dieser Gelegenheit könnte noch darauf hingewiesen werden, daß sämtliche Unternehmer, die am Bau gearbeitet haben Schweizer sind, die Erd-, Maurer- und Betonarbeiten sind ausgeführt worden von R. Glauser (Bern), G. Summer (Wallis), die Eisenbetonarbeiten wurden gerechnet von Ingenieur J. Delisle (Lausanne). Die genannten sind z. T. seit vielen Jahren in Paris ansässig. K.

Die Züga-Bauten.

Es bildet einen besonderen Reiz der Zürcher Gartenbau-Ausstellung, daß die Schau in den Hallen und die Schau der offenen Gärten sich in glücklicher Weise zum Ganzen verbinden. So bilden auch die Hallen selbst mit der Gesamtanlage der vorderen Gärten zusammen ein Ganzes, das eine Fülle von Raumbildern ergibt. Doch neben den eigentlichen Hallen sind es ja auch die Gaststätten, die „Dach und Fach“ verlangten und als strapazierfähige Bauten errichtet werden mußten. Die Architekturfirma Karl Egender und Wilhelm Müller wurde mit der architektonischen Aufgabe betraut; Karl Egender hatte in enger Zusammenarbeit mit Gartenarchitekt Gustav Ammann die Projekte für Bauten und Gärten miteinander in Einklang zu bringen.

Den Bauten kommt in diesem Falle buchstäblich eine nur „periphere“ Bedeutung zu. Sie dürfen sich nicht verdrängen, sondern sie sollen den baulichen

Rahmen des Gartenreiches bilden. Und während sie im Inneren möglichst viel Raum bieten, sollen sie auch den räumlichen Eindruck der großen Grünflächen und Gartenplätze erhöhen. Wenn man sich das Areal, das ja keine neutrale Festwiese war, in seinem ursprünglichen Zustand vorstellt, so stößt man im Geiste auf eine ganze Reihe von Hindernissen, die zu umgehen oder zu „umbauen“ waren. Der bauliche Grundgedanke schlängelt sich durch das Gelände etwa so wie der Ball beim Baby-Golf sich den Weg zwischen baulichen Obstakeln aller Art hindurch zu bahnen hat.

Gleich beim Eingang: Da steht eine dekorative Reihe von Ulmen als einstige Begrenzung der Tennisplatz-Anlage beim Belvoir. Die Bäume schließen nun den weiträumigen Kehrplatz zwischen Mythenquai und Alfred Escherstraße ab. Dicht hinter ihnen steht das Hauptrestaurant. Ein Gewächshaus, das nun als kühler „Untergrund“ dient, trägt auf seinem Rücken die Galerie des Restaurants; ein turmartiger Bau in der alten Stadtgärtnerei beherbergt, unsichtbar geworden, das Bureau und die Kühlräume des Restaurants. Gleich beim Eingang zur Ausstellung wurde auch ein alter, epheumspannender Baum geschont und mit einer „Bank von Stein“ beschenkt. — Das städtische Kakteen-Schauhaus ist sehr geschickt mit Ausstellungsbauten umrahmt worden; die Konditorei erhebt sich auf dem Tennisplatz des Schneeli-Gutes, der nicht mit Züga-Humus bedeckt werden durfte! Etwas Alt-Bauliches ist zu einem pittoresken Hauptakzent der Ausstellung geworden: das Alt-Zürcher Riegelhaus, einst eine Wirtschaft am traulich-altmodischen Zürichsee, wurde zu einer Gaststätte von seltenem Reiz. Aus dem Hühnerhof wurde ein Dancing, heimelige Reblauben ziehen sich dem Haus entlang, und die altbäuerlichen Stuben mit ihrem hellen Getäfer wirken bodenständig wie nur irgend eine Wirtsstube in der Seegegend. In der „Bar“ hat Trudy Egender-Wintsch das Weiß der Mauern mit origineller Malerei farbig belebt.

* * *

Die Hallen sind als Holzbauten erstellt worden. Sie verzichten gleichermaßen auf den Rabitz, der Massivbau vortäuscht, und auf das Segeltuch, das an Jahrmakeltelte erinnert. Diese Bauten, die 5200 Quadratmeter Bodenfläche aufweisen und einen Rauminhalt von 24,000 Kubikmeter umgrenzen, sind ein neuer Beweis für die Leistungsfähigkeit und vielseitige Verwendbarkeit des Holzbaues, der für dauernde Wohnstätten ebenso praktische Konstruktionsmöglichkeiten bietet wie für ephemere Ausstellungsbauten. Was die Konstruktion anbetrifft, so konnte die leichte und luftige Keckheit baulicher Improvisationen gewagt werden, da das Ganze nur drei Monate zu dauern und vor allem keine Schneelasten zu tragen hat. Grau gestrichene Rundhölzer stehen mit einem Stolz da, als wären sie Pfeiler von Le Corbusier. Warum sollte man sie da erst noch vierkantig bearbeiten? Entzückend wirkt in ihrer luftigen Leichtigkeit, die weißgrüne Eingangshalle mit den fünf Flachbogen und den mächtigen Buchstaben auf dem Dach. Auch bei dem Vordach der großen Blumenhalle, die der Aussichtsterrasse als Wetterschutz dient, wurde die Flachbogenform in geschickter Weise verwendet. Manche konstruktive Einzelheit (so etwa das Gebälk der Hallen B und C mit quer übereinandergelagerten Bretterlagen) ist zweckdienlich und billig in ihrer Einfachheit.